Zeitschrift: Heimatschutz = Patrimoine
Herausgeber: Schweizer Heimatschutz
Band: 73 (1978)
Heft: 2-de

Artikel: Moderne Architektur als Herausforderung [Dossier]
Autor: Furer, René / Camenzind, Alberto / Badilatti, Marco
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-174716

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Moderne Architektur als Herausforderung

Vorwort

Im Zweckartikel der Satzungen unserer Vereinigung heisst es unter anderem: Der Schweizer Heimatschutz stellt sich zur Aufgabe, «eine harmonische Entwicklung des heimatlichen Landschafts- und Ortsbildes zu fördern, namentlich im Bauwesen». In den Statuten der Sektionen finden sich ähnliche Bestimmungen. Heimatschutz heisst demnach nicht nur erhalten und schützen, sondern auch verändern, Neues entwickeln, die Welt von morgen mitgestalten. Und zwar so, dass sich der Mensch darin wohl fühlen kann. Das setzt eine vertiefte Beschäftigung mit den Problemen der Gegenwart voraus. Im heutigen «Forum» sollen sie im Bereiche der Architektur ausgeleuchtet werden. Nach einem Überblick über die wesentlichsten Strömungen im modernen architektonischen Schaffen machen sich praktizierende Fachleute Gedanken darüber, was sie unter guter Architektur verstehen. Ihre Ansichten entwickelt zum Abschluss ein ausführliches Interview weiter zu einer kritischen Standortbestimmung und einem Ausblick in die Zukunft. Beide sind für den Heimatschutz nicht weniger bedenkenswert als für die Architekten und die Öffentlichkeit.

Die Redaktion

Grundzüge der Schweizer Architektur

Bekenntnis zu Klarheit und Zuverlässigkeit

«Heimatstil», «Moderne» und «Nachmoderne», «neuer Empirismus», «Brutalismus» und «Metabolismus». Das sind nur einige Beispiele aus dem schillernden Wortschatz der Architektenwelt unseres Jahrhunderts. Welcher Stellenwert diesen verschiedenen Strömungen in der Schweiz zukommt, wie sie das Bauwesen unseres Landes mitbeeinflusst haben und wie sich neben ihnen eine durchaus eigenständige helvetische Gegenwartsarchitektur entwickelt hat, zeigt im folgenden Beitrag René Furer, Dozent für Architekturtheorie an der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich.

Kältebrücken werden unterbrochen. Das war schon lange vor dem Winterkrieg 1973/74 um das Erdöl so: Wenn der konstruktive Schnitt durch die Stirnseite der Geschossdecke nicht stimmt, ist ein Schweizer Architekt mit sich selber und mit seiner Arbeit nicht so ganz zufrieden. Deshalb fängt er am liebsten im Massstab 1:20 damit an, oder er macht sich diese Einzelheiten mit einem kühnen und mit viel Erfahrung abgesicherten Griff schon beim *Vorprojekt* im Massstab 1:200 anschaulich. Er sucht die Klarheit und die Zuverlässigkeit in diesen Einzelheiten und nicht die Aufregung oder die Überraschung im Grossen und im Ganzen.

Für eine solche Behauptung braucht es einen Nachweis. Die letzte Hotelgeneration von Zürich, die zwischen Glattbrugg und der Waldegg steht, ist ein geeigneter Beleg dafür. Da kann mit dem besten Willen niemand von ganzem Herzen dafür oder dagegen sein. In einem Kontrast dazu stehen die grossen Streiche, welche die zeitgenössischen Regency-Hyatt-Hotels mit Hilfe von *John Portman* dem Conrad Hilton gespielt haben. Dort ist die Hotelhalle immer überlebensgross, und die Liftraketen sind ein Faktor im nächtlichen Stadtbild. Dass derart eindrucksvolle Gesten dann auch noch bis in alle Einzelheiten ausgearbeitet werden müssen, um wirklich glaubwürdig zu sein, das allerdings könnten Schweizer Architekten Portman einmal zeigen. Wenn es dafür noch eine Gelegenheit geben sollte, dann wollen wir auf eine *erspriessliche Zusammenarbeit* hoffen an einem Werk, das gleichzeitig gross- und kleinkariert ist und nicht einfach «ghüslet». So heisst das. Wie seltsam doch in der Sprache vieles zusammenhängt.

Nicht nur Kleinmacher

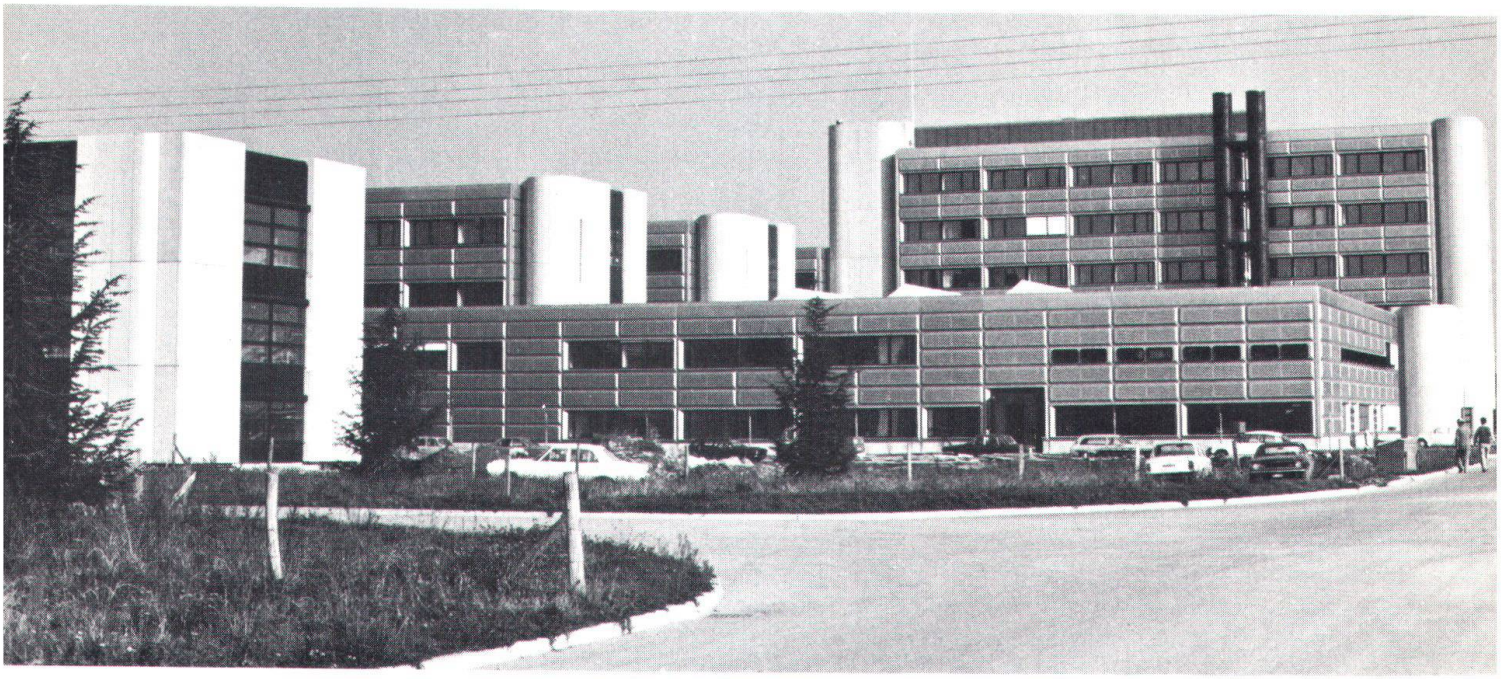
Grosse Gebärden wären demnach nicht gerade das hervorstechende Merkmal unserer Architektur. Zu dieser ganz gewiss etwas einseitigen Kleinmacherei drängt sich eine Ergänzung notwendig auf. In einem Gegenzug dazu ist etwas über die Ausnahmen von der Regel, über die weissen Raben zu sagen: das Freibad in Bellinzona von Aurelio Galfetti (1969), den Richtplan für das neue *Polytechnikum in Lausanne-Ecublens* (EPFL) von Zweifel & Strickler (1970), die systematische *Steilhangüberbauung in Zug* von Stucky & Meuli (1958) beispielsweise. In Bellinzona wurde aus der Erschliessung des Freibades eine Überquerung der Talsohle, welche als Höhenweg das Dach zum Garderobengebäude bildet. Der Plan für die EPFL auf dem Gemeindegebiet von Ecublens war als Einleitung zu einer baulichen Entwicklung angelegt, als ihre Vorwegnahme auf lange Sicht und in ihren allgemeinen Zügen. Die Hangüberbauungen in der deutschen Schweiz sind so ziemlich das Eigenständigste und deswegen auch Unverwechselbarste, was in drei aufeinanderfolgenden Jahrzehnten von einer kaum je unterbrochenen Baukonjunktur seit dem Zweiten Weltkrieg bei uns geschaffen wurde.

Vielfalt als Merkmal

Bellinzona, Lausanne, Zug – da wurden soeben drei Beispiele aus drei verschiedenen Landesteilen genannt. Damit haben wir auch schon ein zweites Merkmal unserer Architektur: *die Vielfalt.* Eine grosse Vielfalt innerhalb der geringen Ausdehnung – das ist die Schweiz. So erleben sie auch unsere Gäste immer wieder: als das kleine Land mitten in Europa, das seinen Anteil hat an drei ganz verschiedenen Landschaften und an mindestens drei recht unterschiedlichen

Weisse Raben in der Schweizer Gegenwarts-Architektur, rechts von oben nach unten: Das Freibad in Bellinzona, das gleichzeitig als Überquerung der Talsohle für die Fussgänger angelegt wurde (Bild Furer); das neue Polytechnikum in Lausanne-Ecublens (Bild Oberli); die systematische Steilhangüberbauung in Zug (Bild Furer).

WC



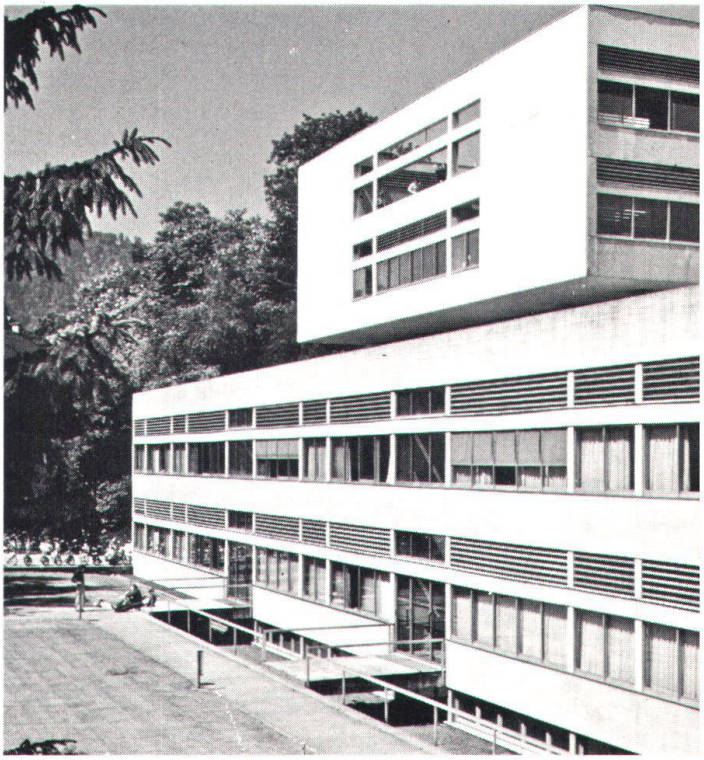
Kulturen. Die natürlichen Grenzen der Landschaft und die sprachbedingten Kulturgrenzen decken sich nicht mit den politischen Grenzen; sie sind einander überlagert. Die föderalistische Staatsform trägt diesem Sachverhalt gebührend Rechnung. Aber die politischen Grenzen sind auch in kultureller Hinsicht und ganz gewiss für die Besiedlung ein Faktor. Das wird bei jedem Zoll an den Bildern der gegenüberliegenden Ortschaften augenfällig und immer wieder zum Erlebnis: Niemand wird *Chiasso* und *Como*, *Kreuzlingen* und *Konstanz*, *Riehen* und *Lörrach* je miteinander verwechseln, und schon gar nicht *Kleinhüningen* mit *St-Louis* oder *Meyrin* mit *St-Genis*. Aber über diese Schwellen hinweg haben wir nach verschiedenen Richtungen Anteil an der europäischen Kultur, ohne uns deswegen gleich an eine ihrer Richtungen zu verlieren. Die Vielfalt der Landschaft und der Sprache bleibt der Verursacher für die vielen zentrifugalen Kräfte, welche zu unserer Kultur und der Architektur gehören.

Die nachmoderne Architektur

Gegenwärtig setzt man sich mit den Möglichkeiten einer *nachmodernen Architektur* auseinander. Mit Charles Jencks in London als einem Exponenten wird sie unter Fachleuten mit recht grosser Anteilnahme geführt. Bei diesem Interesse für die Nachmoderne kann einem nicht lange entgehen, dass die ganze Angelegenheit immer noch sehr stark rückbezogen wird auf die vorausgegangene Moderne selber und dass man ihr so verhaftet bleibt. In der Tat: Was um 1925 noch ein naher Vordergrund war, der die Augen zu füllen vermochte und der nur schwer zu überblicken war, das ist auch fünfzig Jahre später immer noch ein verpflichtender Hintergrund, vor dem sich alles abheben muss. Es seien drei öffentliche Bauten für die Architektur in der Schweiz zwischen den beiden Kriegen genannt: die *Antoniuskirche in Basel* von Karl Moser (1926), die *Gewerbeschule in Bern* von Hans Brechbühler (1937) und die *Kantonsbibliothek in Lugano* von Carlo und Rino Tami (1939). Während beim Werk der beiden Tessiner Architekten die Nähe von Como und von G. Terragni nicht übersehen werden kann, haben Karl Moser und Hans Brechbühler bei dieser Gelegenheit sehr direkt die zwei überragenden französischen Einflüsse verarbeitet. Vorfall zur Antoniuskirche ist die *Kirche von Auguste Perret in Le Raincy bei Paris* (1922), und Hans Brechbühler hatte damals noch frische Erinnerungen an das *Atelier Le Corbusier* und an das Haus für die Schweizer Studenten in der *Cité Universitaire von Paris* (1930).
Die folgenden gegenläufigen Bewegungen in ganz Europa im Verlaufe der dreissiger Jahre sind bekannt: 1939 trafen in der Schweiz die Landesausstellung in Zürich und die Generalmobilmachung zusammen. Die äussere Bedrohung durch den Krieg führte dazu, dass das leicht verträumte Landidörfli dann plötzlich viel wichtiger wurde, als es ursprünglich gemeint war – wichtiger beispielsweise als das neue *Kongresshaus* am See, das ebenfalls im Hinblick auf die Landesausstellung gebaut worden war.

Schwedenstil und Sichtbetonarchitektur

Als die Welt ab 1945 wieder friedlicher und offener wurde, da waren auch für die schweizerische Architektur nacheinander zwei verschiedene Strömungen wichtig: Nennen wir sie der Anschaulichkeit zuliebe zunächst den «Schwedenstil» und die «Sichtbetonarchitektur». Es waren Engländer, es waren Eric de Maré (1948) und Reyner Banham (1955), welche «den neuen Empirismus» und «die neue Direktheit» (den Brutalismus) beschrieben haben. Wenn wir für einmal davon absehen, dass jeder Stil viele verschiedene Ursachen hat, welche dann zusammenwirken, so beruhten beide Strömungen auf einer Kritik an der Moderne in der Ausdrucksfrage. Der Empirismus suchte eine Abschwächung in der Wirkung; er suchte die Gemütlichkeit: «*Cosiness is coming back*» (Eric de Maré). Der Brutalismus hingegen suchte später die gesteigerte Wirkung, das Drama. Im frühen und im späteren Werk von Ernst Gisel gibt es gute Belege für die beiden Strömungen. Auf die *Schule in Thayngen* (1950) und das *Parktheater in Grenchen* (1954) folgte der Streit um den *Glockenturm zur Kirche in Effretikon* (1959), der ganz gewiss einen Übergang bezeichnet.

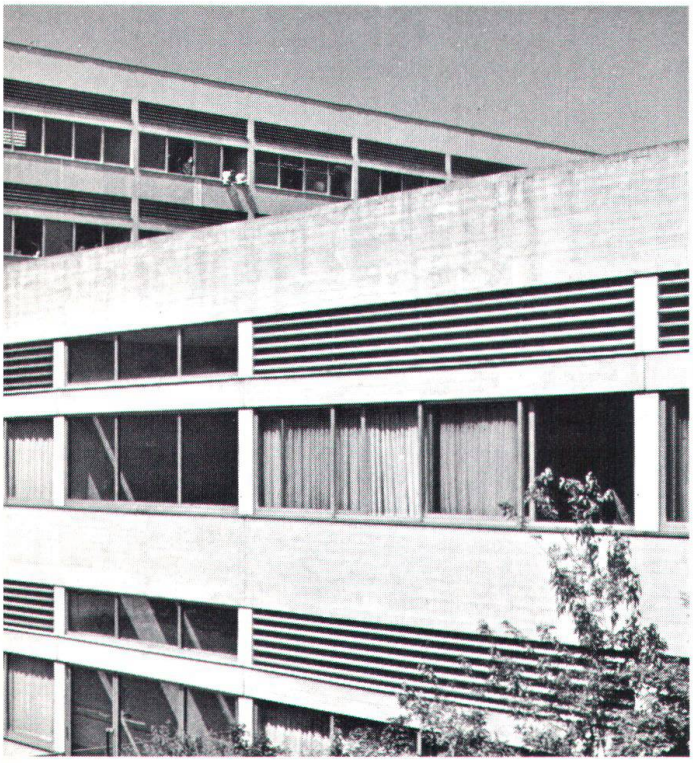


Nach 1950 gab es noch etwas anderes, nämlich die *Wiedermoderne* als eine dritte Kraft. Sie war bestrebt, dort direkt anzuknüpfen und dann weiterzufahren, wo man vor dem inzwischen eingetretenen grossen europäischen Zusammenbruch verblieben war. Neben der sehr lebhaften Bautätigkeit in der *Stadt Genf* ist für diese zweite Moderne der Wettbewerb für die *Kantonsschule Freudenberg in Zürich* (1954) mit dem Entwurf von Jacques Schader ein wichtiges Ereignis geworden. Die zündende Wirkung ging da von einer grossen Geste aus. Sie kam mit dem Sockelbauwerk zustande, das den ursprünglichen Hügel einrahmt und mit ihm zusammen eine weite Plattform bildet. Die beiden voneinander getrennten Lehrgebäude für das Gymnasium und für die Handelsschule stehen über diesem breiten Sockel, der alle Räume und Einrichtungen enthält, welche der Schule insgesamt dienen.

Seit 1960: neue Konzeptionen...

Zu dem so zuversichtlichen Jahrzehnt – nennen wir es die «Mondjahre» – ist zuerst die Ideengeschichte und der Austausch von Gedanken und Anregungen zu würdigen, der weltweit gepflegt wurde. Neue und wichtige Impulse kamen da aus verschiedenen Weltstädten: zuerst aus *Tokio* (von den Metabolisten), aus *London* (von Archigram), aus *Wien* (von Walter Pichler und Hans Hollein), aus *Florenz* (von Superstudio). In Kenzo Tange, dem Chefarchitekten der Weltausstellung von *Osaka*, kann man die überragende Architektenpersönlichkeit dieser Zeit sehen. In Europa sind aus der Begeisterung der sechziger Jahre heraus die *Olympiabauten in München* und das *Centre Pompidou in Paris* entstanden. Innerhalb der Vereinigten Staaten müssen als Bestandteile dieser Szene die beiden Städte *New York* (wegen der Kunst) und *Philadelphia* (wegen der Anwesenheit von Louis Kahn und Robert Venturi) in erster Linie genannt werden.

Zum wichtigsten Ereignis der Wiedermoderne wurde 1954 der Wettbewerb für die Kantonsschule Freudenberg in Zürich mit dem Entwurf von Jacques Schader (Bild Furer).



Verweilen wir noch einen Augenblick bei Venturi: Ein wichtiger Schlüssel zu einem besseren Verständnis der heutigen Umwelt, zum Verständnis ihrer geschichtlichen Rückbezüge auch und zur Möglichkeit einer nachmodernen Architektur ist immer noch «*Complexity and Contradiction*». Das kleine Buch enthält eine Abhandlung über die Vielschichtigkeit und den Widerspruch in der Architektur. Es ist 1966 in New York erschienen. Sein Verfasser hat später in seinem Werk die kulturelle Vielschichtigkeit sehr weit getrieben. Beim Entwurf zu einem Wochenendhaus nahm er Rücksicht auf die Gipsmadonna (oder die Zwerge) im Garten des Nachbarn. Er war aufrichtig darum besorgt, dass sie nicht allzu dämlich aussieht.

... und neue Situationen

Neben solchen Ansätzen, dem Durchbruch zu einer anderen Sicht und zu einer neuen Einstellung gegenüber manchen Dingen gibt es die Fälle, bei denen der Impuls von einem *Missstand* ausgeht, von einem *fragwürdigen Sachverhalt*. Nun bestehen Konzeptionen und Situationen glücklicherweise nicht an und für sich, sondern sie sind und sie lassen sich über den Schaffenskreis – über die Wechselwirkung zwischen dem Verstehen und dem Handeln – wie die zwei Seiten von der einen und gleichen Münze aufeinander beziehen. An zwei Beispielen soll die Rolle des *Problembewusstseins* als auslösendes Moment zu weiteren Schritten gezeigt werden.

Die Nationalstrassen

Man muss dieses Werk und seine epochale Bedeutung zunächst als Höhepunkt einer Entwicklung sehen, welche mit dem motorisierten Strassenverkehr begann. Nachdem der Bau der Autobahnen inzwischen schon weit fortgeschritten ist, wäre alles in Ordnung, wenn es nicht die unvermeidliche Rückwirkung des Verkehrs auf die Besiedlung gäbe. Neue Fortbewegungsmöglichkeiten ziehen neue Aufenthaltsorte nach sich. Während die Nationalstrassen wegen der Stetigkeit in ihrem Verlauf im Berggebiet ein *Landschaftsproblem* sind, das nur mit grossem Aufwand und mit Sorgfalt einigermassen gelöst werden kann, beeinflussen sie in den weiten Talsohlen und im Mit-

Die wertvolle Möglichkeit des Miteigentums ist mitverantwortlich für die fragwürdige bauliche Entwicklung in den Erholungslandschaften. Das Jumbo-Chalet steht schief zur Ortschaft, zur Landschaft und möglicherweise auch zu den Miteigentümern. Da drängen sich weiterführende Massnahmen für den Gegenwartsarchitekten auf (Bild Furer).

telland die *zukünftige Besiedlung,* vom Rheintal bis nach Genf. Die Auswirkung der neuen Verkehrsgeographie auf die Besiedlung, auf unsere Städte auch, sie ist in ihrer ganzen Tragweite noch gar nicht abzusehen. Möglicherweise ist sie bisher auch noch viel zu wenig überdacht worden.

Das Stockwerkeigentum

Da wurde ein Instrument geschaffen, um in erster Linie die breitgestreute Eigentumsbildung in den Ballungsgebieten zu erleichtern. Die wertvolle Möglichkeit des Miteigentums gehört zu den Hauptgründen für die fragwürdige bauliche Entwicklung in den Erholungslandschaften mit den *Zweitwohnungen.* Wir verdanken ihm diese Mehrfamilienhäuser in den Kurorten, welche mit dem Quergiebel und einem entsprechend langgezogenen Satteldach das Chalet-Bild anstreben. Das Jumbo-Chalet steht schief zur Ortschaft, zur Landschaft und möglicherweise auch zu seinen Miteigentümern. Da drängen sich weiterführende Überlegungen auf – und auch zusätzliche Massnahmen.

Zeit der Besinnung – Zeit für Bildung

Um abzuschliessen: Vieles spricht dafür, dass die Gegenwart in mancher Hinsicht eine *Zeit des Übergangs, des Wandels* ist. Der vorausgegangenen Generation mag das Selbstverständnis vergleichsweise leichter gefallen sein. Die jungen Architekten von heute, etwa 1945 geboren, sie wurden als Dreissigjährige vom wirtschaftlichen Einbruch unmittelbar getroffen, auch in ihrer Zuversicht. Es wäre übertrieben, zu sagen, dass sie auf die eingetretene Situation irgendwie gefasst und darauf entsprechend vorbereitet gewesen wären. Das kann eine *Zeit der Besinnung* werden, eine Zeit der zusätzlichen, der vertieften und weiterführenden Bildung. Beides, die Besinnung und die Bildung, sie brauchen nicht im luftleeren Raum zu geschehen, solange auch bei uns noch nicht alles seine beste Ordnung gefunden hat.

Es ist kaum zu vermeiden, dass sich bei der Frage nach den Bildungsgelegenheiten das Augenmerk auf die *Hochschulen* richtet. Das ist auch eine Aufgabe für die *Volkshochschulen,* für die zahlreichen und die vielfältigen Institutionen also, welche sich der Erwachsenenbildung annehmen und ihr mit einem breitgefächerten Lehrangebot dienen. Das Planen von Wohnbauten, das Wohnen in seiner weiten und breiten Bedeutung verstanden, das kann nicht die einseitige Angelegenheit der Fachleute sein. Es betrifft die Bevölkerung insgesamt. Es ist nicht gleichgültig, was auf diesem Gebiet getan und was unterlassen wird.

René Furer

So denken Praktiker

Was ist gute Architektur?

Über den Geschmack lässt sich bekanntlich streiten. Auch über die Gegenwartsarchitektur. Dennoch hat sie gewissen Anforderungen zu entsprechen, wenn sie als gut gelten will. Welchen, das versuchen hier einige Praktiker, die mit dem Bauwesen zu tun haben, anzudeuten.

Die dabei vertretenen Thesen widerspiegeln die *persönlichen Meinungen* der Befragten und erheben keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit. Sie decken sich auch nicht unbedingt mit den Ansichten der Redaktion oder den Organen des Schweizer Heimatschutzes, sondern möchten als *Denkanstösse* aufgefasst werden.

Ein Dokument seiner Zeit

Carl Fingerhuth, Architekt/Planer, Zürich

Gute Architektur ist etwa ein Bau, der unsere Zeit am radikalsten darstellt und deshalb in hundert Jahren als typisches Beispiel unserer Epoche unter Schutz gestellt wird: für die Fortschrittsgläubigkeit der sechziger Jahre der *Bahnhof Bern* oder der *Terminal B* am Flughafen Kloten. Für die Angst vor der Veränderung der Umwelt der siebziger Jahre die Renovation des *Schauspielhauses* oder der «Neubau» des *Hotels Baur en Ville* in Zürich.
Ist gute Architektur der Bau, der gesellschaftliche Anliegen am sinnvollsten berücksichtigt: das *Gemeindezentrum Geroldswil* oder der Umbau der *Roten Fabrik* Wollishofen zu einem Kulturzentrum? Oder ist sie der Bau, der dem Benützer zu einem ästhetischen Erlebnis verhilft, wo er wieder sehen lernt, wo er sich zu Hause fühlt, wo er gerne spaziert: in der *Berner Altstadt* oder im *Centre Pompidou* in Paris? Vielleicht ist es aber auch der Bau, der mit kleinstem Aufwand den höchsten wirtschaftlichen Nutzen erbringt: die Wohnüberbauung mit dem günstigsten Verhältnis zwischen Mietzins und Wohnfläche? Könnte es nicht aber auch der Bau sein, der sich optimal in einen wichtigen übergeordneten Rahmen einpasst, der die Anliegen des Ortsbild- oder Landschaftsschutzes angemessen berücksichtigt: die Neubauten im *Dorfzentrum von Muttenz* oder das *Feriendorf in Fiesch?*
Schlechte Architektur wäre dann zum Beispiel, wenn Formen und Materialien verwendet werden, die nicht unserer Zeit entsprechen. Wenn Prestige und nicht das Bedürfnis massgebend ist. Wenn der Aussenraum verödet. Wenn finanzielle Mittel vergeudet werden. Wenn auf das kulturelle Erbe keine Rücksicht genommen wird.

Nichts dem Zufall überlassen

Jean-Pierre Vouga, Architekt, Lausanne

Gute Architektur, das ist ein gutes Programm auf einem guten Boden. Ein interessantes Programm nützt nichts, wenn ihm das Grundstück nicht entspricht, ebensowenig macht eine sensationelle Lage ein gelungenes Werk. Gute Architektur fügt sich gut in die Landschaft ein. Bestehendes und das zu Schaffende müssen *übereinstimmen,* oder die Gegensätze – eine Kirche zum Beispiel – müssen eine Erwartung erfüllen. Gute Architektur, das ist ein Gebäude, das weder unbedeutend noch spekulativ noch bescheiden oder mächtig ist. Es muss seiner Umgebung angepasst sein. Gute Architektur achtet auf die Beziehung seiner vertikalen und horizontalen Linien zur Einheit, der sie fortan angehören wird.
Bei der guten Architektur muss man nicht danach fragen, wozu das Haus bestimmt sei. Sie besteht aus leserlichen Baustoffen, die weder unnötig luxuriös noch vulgär sind. Ob sie nun herkömmliches Material oder heutiges verwendet: sie muss *ihr Zeitalter ausdrücken.* Gute Architektur zeichnet sich durch tadellose Bauweise aus und widersteht den Unbilden der Witterung. Sie überlässt nichts dem Zufall, weder die Wahl eines Baumes noch einer Signaltafel. Sie stimmt die Farben ab auf die Töne der unbemalten Materialien. Gute Architektur kann nur durch einen erstklassigen Fachmann verwirklicht werden, durch einen Architekten, der sein Werk von der ersten Skizze an beherrscht und es so lange nicht mehr verlässt, bis der letzte Türgriff sitzt.

Aus der Landschaft gewachsen

Alberto Ponti, Architekt, Bütschwil

Meine Antwort wird gefärbt aus meinen Wurzeln im St. Moritz der zwanziger und dreissiger Jahre, dem Fremdenverkehrsort in der Engadiner Landschaft. Als Bewohner erlebend, aber auch als amtlicher Schätzer beobachtend und als Architekt mitmachend bilde ich mir etwas, das keinesfalls Theorie, vielleicht aber Grundeinstellung bedeutet. Wenn wir vom Leitsatz ausgehen «*Das gute Alte erhalten, das Neue gut gestalten*», so ist damit nicht nur Form oder Konstruktion, sondern auch ein Verhalten gemeint. Gute Architektur wächst aus der Landschaft, aus dem Klima – mit echten Mitteln und Materialien – auch heute. Kann das Gebaute dann immer wieder erlebt werden, so ist schon viel gewonnen. Eine Wohnung ist dann gut, wenn man bleiben will.
Am Beispiel Wohnungsbau – Mietobjekt und Eigen-

heim – zeigt sich übrigens sehr vieles. Für die Auseinandersetzung zwischen den verschiedenen Interessen um einen Bau genügt eine gute, genaue *Bauordnung* schon beinahe. Wichtig ist aber darüber hinaus das tiefe Verständnis für ästhetische und funktionale Werte. Im Gegensatz zur Fassadenakrobatik muss die innere Aufgabe Ausgangslage sein. Besser und weiter orientierte Bewohner haben heute dazu bedeutend klarere Vorstellungen. Auch die wirtschaftliche Lage und neue Möglichkeiten zum Einrichten haben die Ansprüche gehoben. Wenn ein *Grundriss* von diesen Bedürfnissen her angepackt wird, so bedeutet das bereits guter Ansatz für eine richtig gegliederte Fassade, für einen massvollen Baukubus, für eine angenehme Umgebung. Denn alle Teile müssen in diesem Bewusstsein für den Benützer gestaltet werden: Auch heute muss gute Architektur Repräsentation zulassen – nicht Bluff, sondern *Möglichkeit zur Selbstverwirklichung.*

Sie erfrischt Herz und Verstand

Roger Currat, Architekt, Fribourg

«Architektur ist das, was schöne Ruinen macht», verkündete *Auguste Perret,* der dem Eisenbeton seinen Adel verlieh. *Le Corbusier,* verwundert über die Entdeckung Griechenlands, ist lyrischer: «L'architecture, c'est le jeu magnifique et savant des volumes sous la lumière.» Doch lassen wir das. Was ist für den Gewöhnlichsterblichen gute Architektur?

Paradoxerweise oft das, was man nicht sieht, was sich dem Blick nicht aufdrängt als gehaltloses Zurschaustellen oder kümmerliches Mittelmass, was den Menschen weder in seiner Würde noch in seinem Empfinden verletzt. Gute Architektur erfasst man mit den Sinnen, mit dem Herzen, mit dem Verstand. Sie weckt eine innere Regung, die den Instinkt befriedigt, die die Intuition belebt und den Geist erfrischt. *Die gute Architektur lebt.* Sie ist die glückliche Verwirklichung eines zusammenhängenden, einheitlichen Programms, ist die Bestätigung echten Gemeinschaftslebens, ist eine harmonisch gebaute Welt.

Gute Architektur kann auch gehört werden. «...Hast du, als du durch diese Stadt spaziertest, nicht bemerkt, dass von den Häusern, die sie bilden, die einen stumm sind, die andern sprechen und die dritten – es sind die seltensten – singen...?» Glücklicher *Phaedrus,* der anscheinend keine Bauten gekannt hat, die stottern, rülpsen, heulen...

Gute Architektur, das ist der geordnete Raum dank der (heute raren) fruchtbaren Begegnung zwischen einem intelligenten und empfindsamen Baumeister und einem begabten Meistergestalter, sie ist das Zeichen der Beständigkeit der menschlichen Kulturen im unerbittlichen Zeitenlauf.

Enger zusammenarbeiten

Karl Keller, Stadtbaumeister, Winterthur

Ein Spassvogel meinte einst, die beste Architektur sei diejenige, die nie gebaut wurde. Fast möchte man ihm recht geben, wenn man durch unser Land, unsere Städte, unsere Überbauungen fährt. Ja, wir sind *Übermenschen* geworden, da wir «überbauen», wo frühere Generationen bloss bauten. Aber wir produzieren ja auch, was man früher schuf, und konsumieren, was man einst genoss.

So ist unsere Architektur grossenteils zu einem Spielball zwischen Produzent und Konsument geworden, in einem Spiel, dessen grausame Regeln von Bodenpreis und Ausnützung, Kredit und Rendite diktiert werden. Dass in einem solchen Klima die Wunderblume der «guten Architektur» schlecht gedeiht, ist verständlich. Aber vielleicht finden wir sie in den Bereichen, wo *Ausnützung* und *Rendite* nicht ausschlaggebend sind, etwa beim öffentlichen Bau oder im Einfamilienhausquartier. Das sind Werke, welche die Seiten unserer Architekturzeitschriften füllen: Kirchen, Schulen, Universitäten, Spitäler, Heime, Schwimmhallen, Einfamilienhäuser. Originell, modisch, zweckmässig geplant und mit *helvetischem Qualitätsbewusstsein* ausgeführt. Fein säuberlich jeder Bau für sich dargestellt und abgebildet, als wäre er allein auf weiter Flur. Doch auch sie sind Teil eines Quartiers, eines Strassenzuges. Und da bedrängt dann eine Architektur die andere, wird das Ganze doch wieder zur Überbauung ohne inneren Zusammenhang.

Gute Architektur kann hier und heute nicht für sich allein bestehen. Wenn unsere Überbauungen wieder zu Siedlungen, Dörfern, Stadtteilen werden sollen, muss eine *neue Form der Zusammenarbeit* unter uns Architekten gefunden werden, in welcher der einzelne seinen Anspruch, der Grösste, Originellste zu sein, aufgibt, um dem Ganzen zu dienen. Wer tut den ersten Schritt?

Strenger sein bei der Gestaltung

Jean Gottesmann, dipl. Ingenieur, Schwyz

Ich brauche nicht Architekt zu sein, um ein Unbehagen gegenüber der heutigen Bauerei zu empfinden. Wir alle erleben heute eine noch nie dagewesene Inflation der Architektur; sie ist zur *Verbrauchsware* abgewertet. Früher konnte man die Landesgegenden an ihren typischen Bauten erkennen. Heute habe ich das Gefühl, als sei ein riesiges Dominospiel im Gang, wobei verschiedene Grössen und Dimensionen wahllos zum Flickwerk zusammenfinden. Bei meiner Arbeit geht es in der Praxis sehr oft um Einzelbauten. Diese können an sich als Einzelobjekte gut sein. Was mich aber bedrückt, ist die Umwelt, in die sie hinein-

gestellt werden. Wir haben kein einheitliches und ruhig wirkendes Gesamtbild mehr. Optische Ruhepausen fehlen weitgehend, von Ensemblewirkung gar nicht zu reden. Die Ersteller dieser Bauten sind heute nur noch *Produzenten, Funktionalisten, Techniker.* Sie sind nicht mehr Gestalter unseres Lebensraums, sie haben keine Zeit mehr. Gestaltung braucht aber Zeit und Liebe zum Detail, dem eigentlichen Handwerkszeug des Architekten.
Gestaltung, Stil, Form, Farbe gelten nichts mehr. Und die Behörden zeigen sich oft von geradezu atemberaubender Grosszügigkeit oder begünstigen sogar die unerfreuliche Tendenz. Der Schutz unseres Lebensraums geschieht heute weitgehend nach technischen Kriterien. Er muss aber auch an die Gestaltung unserer baulichen Umwelt viel *strengere Anforderungen* stellen, damit wir unserer Landschaft auch optisch wieder eine Zukunft geben können. Was wir brauchen, sind sicher keine «Urformen», sondern wir müssen bestehende Werte weiterentwickeln, statt sie zu zerstören. Wir benötigen eine *regionale Architektur* unter Beibehaltung wesentlicher Stilelemente, wobei die Handschrift des 20. Jahrhunderts durchaus lesbar sein soll. Der Coca-Cola-Architektur sind wir mehr als überdrüssig.

Widersprüchen begegnen

Mario Botta, Architekt, Lugano

Nachdem die wirtschaftliche Hochblüte vorüber und die von der Konsumgesellschaft angebotene Illusion «Wachstum ohne Grenzen» zerstört ist, lohnt es sich vielleicht, über Sinn und Unsinn des Beitrags nachzudenken, den die Architektur heute leisten kann. Ich denke, die Architektur sollte als *formale Konkretisierung der Geschichte* eine aufbauende Rolle spielen, weil sie aktiv und stetig am Umwandlungsprozess der ganzen Gesellschaft teilnimmt. Wie die politische Tätigkeit das soziale Leben der «Polis» organisiert, so gilt das architektonische Schaffen der Gestaltung des physischen Raums dieser «Polis». Unter diesem Gesichtspunkt ist es wichtig und dringend, die Hauptziele, denen die Architektur dienen soll, zu bestimmen.
Die Definition eines neuen *Gleichgewichts zwischen dem Menschen und seiner Umwelt* und eine sorgfältigere Bewertung des Raums, den die Architektur beansprucht, das sind zweifellos Aspekte, die heute vorrangig zu beachten sind. So können wir beobachten, wie einige Zielvorstellungen der architektonischen Forschung in den letzten Jahrzehnten verändert wurden: die Auseinandersetzung mit Problemen der Verteilung, Funktion und Technik hat die Arbeit der «Modernistischen Bewegung» geprägt und muss nun einer Forschungstätigkeit weichen, die Bedürfnisse und Forderungen unserer Zeit besser interpretieren kann. Als «gute Architektur» muss folglich jene gelten, der es besser gelingt, Widersprüchen, die der heutigen Unsicherheit erwachsen, kritisch zu begegnen; der es besser gelingt, historische und in lebendiger Erinnerung bewahrte Werte unseres Kulturkreises zu verstehen und zu interpretieren, und – allgemeiner gesehen – der es gelingt, ohne magische Formeln und technologische Rezepte ein neues Gleichgewicht zwischen dem Menschen und seiner Umwelt herzustellen.

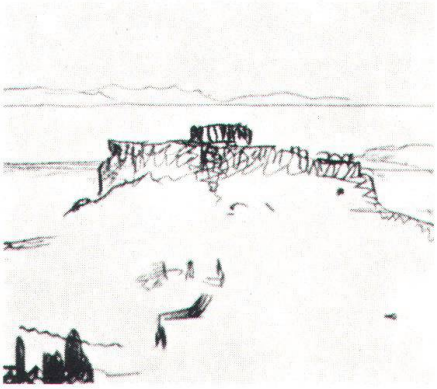
Vor allem dem Menschen dienen

Fritz Brunner, Gemeindepräsident, Muttenz

Gute Architektur sollte den *Bedürfnissen der Menschen* dienen. Viele unserer gesellschaftlichen Probleme wären leichter zu bewältigen, wenn unseren Familien menschengerechte Wohnstätten zur Verfügung stünden. Dazu gehören Häuser, die ihren Bewohnern zum *Erleben der Gemeinschaft* und zum nötigen Alleinsein Raum bieten. Je enger der Einzelne mit der Gemeinschaft verbunden ist, um so mehr vermag sie ihn menschlich zu festigen und zu erfüllen. Eine Gruppe von Heimstätten wird zum räumlichen *Ausdruck der Nachbarschaft,* wo gesunde Familien mit ihren Kindern nicht nur schlafen, sondern auch leben können. Wer in kranker Umgebung wohnt, wird auf die Dauer selber krank, und wer schon krank ist, bedarf um so mehr einer gesunden Umgebung.
Als Präsident einer schnell wachsenden Gemeinde weiss ich allerdings sehr gut, dass Ideale zwar löblich und anerkennenswert sind, aber aus Sachzwängen heraus nicht immer realisiert werden können. Auch der Architekt kann seine Vorstellungen und Empfindungen nicht immer verwirklichen. Sein Auftraggeber möchte *seine* Interessen wahren. Grundbesitz, Hypotheken und Rendite spielen vielfach die ausschlaggebende Rolle.
Die Architektur sollte als *Kunst* verstanden werden, welche in erster Linie Raum für den Menschen schafft. Die enge Beziehung zwischen Architektur und menschlichen Bedürfnissen bewirkt die untrennbare Bindung des Bauwerks an die Gesellschaft, für die es bestimmt ist. Jede Planung steht auch im Spannungsfeld zwischen Entwicklungspolitik und Landschaftsschutz, und es bedarf der Mithilfe der Gemeinde, damit gute Lösungen verwirklicht werden können. In Muttenz wurden sehr gute Erfahrungen mit einer *aktiven Landpolitik* und einer *flexiblen Bewilligungspraxis* gemacht. Bei den Gesamtüberbauungen konnte – verbunden mit einer harmonischen Architektur – auch wieder eine Verbesserung der zwischenmenschlichen Beziehungen erreicht werden.

Lesbare Grenzen eines Tessiner Dorfes im Bedrettotal (links). Landwirtschaftliche Bedürfnisse bestimmen die räumliche Ordnung in der Appenzeller Landschaft (rechts).

Mitte links: Dank ihres durch herkömmliche Masse und Materialien bestimmten Ausdrucks unterordnen sich die Gebäude der Landschaft. Rechts: Bauen einer neuen Landschaft durch Betonung der räumlich-charakteristischen Überordnung (Akropolis).



Unten links und rechts: Unsichtbare Ordnungen, wie etwa Baugesetze, ergeben noch keinen erlebbaren Raum (Bilder ETH Zürich).

Harmonie in der modernen Architektur

«Der Heimatschutz sollte Wegweiser sein»

«Vom Heimatschutz erwarte ich, dass er an vorderster Stelle kämpft für die gute moderne Architektur und dass er Wirtschaft und Politik fortwährend an ihre hohe Verantwortung gegenüber der Gemeinschaft im Bauwesen erinnert. Wenn es dem Heimatschutz gelingt, sich aktiv der Gegenwartsprobleme auf diesem Gebiet anzunehmen, schliesst er darin von selbst die Vergangenheit ein. Klammert er sich aber an das Gestrige, entzieht er sich der Aufgabe, unsere Gesellschaft weiterzuentwickeln und die Zukunft mitzugestalten.»

Diese Worte stammen mitnichten von einem Revoluzzer und ebensowenig von einem Mitglied des Schweizer Heimatschutzes («Das Wort will mir nicht recht gefallen, es hat etwas Verteidigendes, Bremsendes, Resignierendes an sich. Dabei solltet Ihr doch draufgängerisch, wegweisend sein!»). *Alberto Camenzind,* der dies sagt, ist Professor für Architektur an der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich, 63jährig, und ist in der Öffentlichkeit besonders als Chefarchitekt der Landesausstellung 1964 in Lausanne bekannt geworden. In einem Gespräch mit der «Heimatschutz»-Redaktion entwickelte er Gedanken zum Thema «Harmonie in der Achitektur – heute eine Utopie?» Wir haben sie nachstehend zusammengefasst.

Raumbeherrschung oberstes Prinzip

Heimatschutz: Im Zweckartikel der Satzungen unserer Vereinigung heisst es unter anderem, dass der Schweizer Heimatschutz eine harmonische Entwicklung des heimatlichen Landschafts- und Ortsbildes, namentlich im Bauwesen, fördern will. Herr Professor Camenzind, was heisst eigentlich «harmonische Entwicklung» in der Architektur?

Camenzind: Allgemeingültig lässt sich das gar nicht definieren. Ein Fabrikbau beispielsweise, der in einer bäuerlichen Gegend erstellt wird, harmonisiert wahrscheinlich rein formal nicht mit seiner Umgebung. Das heisst aber noch nicht, dass er unmöglich sei. Er kann für eine neue Umwelt, für diejenige unseres Industriezeitalters, massgebend sein. Wesentlich ist jedoch, dass er *mit dem Bestehenden eine neue Ordnung harmonisch schaffe.* Um dies zu erreichen, gibt es verschiedene Wege, die von Fall zu Fall zu beschreiten sind: Unterordnung, Einordnung, Überordnung, welche im grösseren Rahmen und nicht am Objekt allein zu bewerten sind. Anders ausgedrückt: Harmoniegesetze, die wir an einem Ort streng berücksichtigen müssen, wären woanders mitunter falsch. Unsere Landschaft – und dazu gehören auch die Siedlungen, Dörfer und Städte – wird vom Menschen geprägt. Unter seinem Einfluss hat sie sich im Laufe der Geschichte immer wieder verändert und sie wird es weiterhin, entsprechend der *Entwicklung der Gesellschaft.* Deshalb wird der Zusammenprall zwischen verschiedenen Kulturen nie zu vermeiden und nie ganz schmerzlos sein. Je besser es dem Menschen gelingt, eine Zivilisation mit der andern zu vereinen, desto harmonischer wird sich das in der natürlichen und gebauten Landschaft niederschlagen. Wir müssen also gewissermassen Bestehendes und Neues in die Dynamik des Lebens einbetten.

Welche Hauptbedingung ist dafür zu erfüllen?

In erster Linie gilt es, den Raum zu beherrschen. Wir müssen lernen, eine Landschaft gründlich zu lesen, wenn wir sie richtig gestalten wollen. Denn jede Gegend hat ihr besonderes Gesicht, hat ihre Geschichte, unterscheidet sich von einer andern und soll daher vom Architekten ihrem Wesen nach interpretiert werden. Dazu gehört, dass wir unsere Landschaft nicht einfach drauflos möblieren, hier etwas hinstellen und dort etwas, sondern dass wir sie regelrecht *komponieren* mit Blick auf einen übergeordneten Rahmen. Denn es ist für das Gesamtbild einer Landschaft sehr wichtig, ob wir beispielsweise einen Wohnblock längs oder quer zu einem Flussufer bauen. In diesem Zusammenhang ist auf etwas Wesentliches hinzuweisen. Die Lage der Bauten kann heutzutage nicht primär von einer erstrebenswerten Ordnung des Raumes abgeleitet werden, sie wird hauptsächlich durch die Zufälligkeit einer anderen unsichtbaren Ordnung (oder Unordnung?) geprägt: nämlich durch die Grenzlinien der verschiedenen Bauparzellen. Diese bestimmen leider die Lage der einzelnen Bauten, und ihnen entsprechend wird das «Möbel» hingestellt. Das aber heisst, dass nicht – wie so oft gemeint wird – die Form des Einzelgebäudes allein die Harmonie bestimmt; die Raumordnung ist meines Erachtens viel wichtiger.

Aber uns führen gerade in diesem Bereich die bestehenden Strukturen in immer neue Konflikte!
Überall im grösseren Raum spielt die *Eindeutigkeit der Grenzen* eine enorme Rolle, wenn Sie etwa an die Silhouette eines Berges denken, an ein Seeufer, an einen Waldrand, an die Mauern mittelalterlicher Städte, an ein altes Engadiner oder Tessiner Dorf. Damals waren Stadt und Land klar voneinander getrennt. Heute haben sich die Grenzen aufgelöst. Auf unverantwortliche Art und Weise wuchern Häuser und kleine Siedlungen in der Landschaft herum und zerstören die Einheit des Raumes. Die *Streusiedlungs-Theorie*, wie sie in grossem Stil propagiert wurde, hat sich in diesem Zusammenhang als eine Katastrophe erwiesen. Die Streusiedlung erfüllt einen bestimmten Zweck und mag berechtigt sein in einer landwirtschaftlichen Region wie das Appenzell. Wenn wir aber ihre Methode anwenden für den Bau von Häusern, in denen Menschen leben sollen, die überhaupt nichts mit der Bodenbewirtschaftung zu tun haben, ist das wesenswidrig. Es bastardisiert unsere Kultur. So entstehen dann etwa auf dem Land städtische Bauten, in der Stadt ländliche.

Die Wurzeln der Landschaft suchen

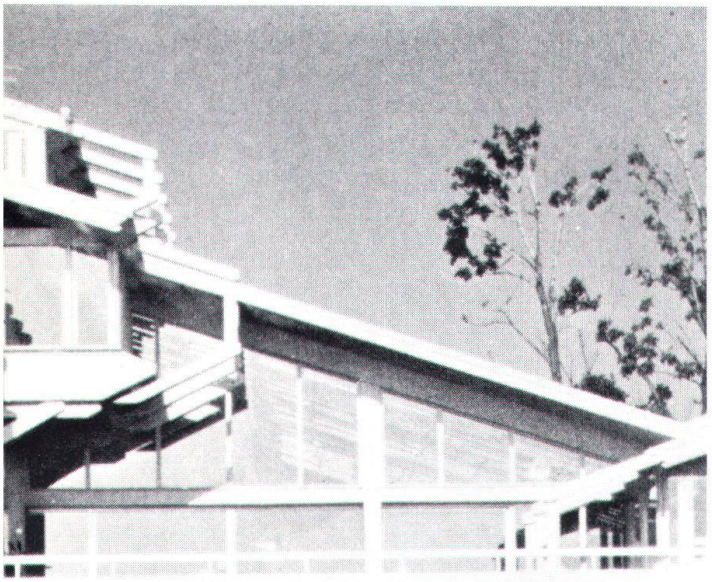
Sehen Sie einen Ausweg?
Wir müssten uns mehr auseinandersetzen mit der Typologie unserer Landschaft und unseren Siedlungen, müssten ihrer Geschichte, ihren Wurzeln nachgehen. So würden wir sie besser verstehen und wir könnten aus den daraus gewonnenen Erkenntnissen *Richtwerte* entwickeln für die künftige Gestaltung eines bestimmten Raumes, Richtwerte, die jedoch nicht dazu verleiten dürfen, das Bestehende nachzuahmen oder die eine Kultur kurzerhand auf die nächste zu übertragen. Sie sollen uns vielmehr ermöglichen, aus einem klaren *Geschichtsbewusstsein* heraus Vorhandenes weiterzuentwickeln und aus ihm auch Neues zu schaffen.

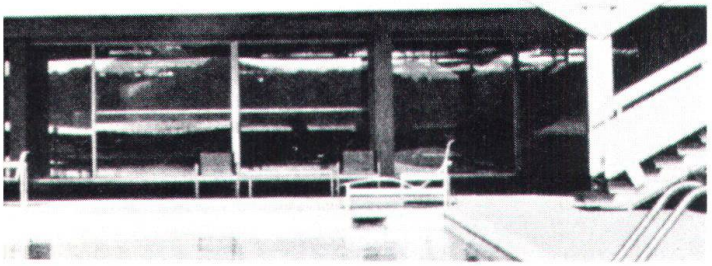
Dafür ist doch die Raumplanung...
Wie gross das *Unverständnis für Raumfragen* ist, beweisen der heutige offizielle Städtebau und die Planung. Sie sind das Ergebnis einer ganzen Wissenschaft von Zahlen. Hier tummeln sich Spezialisten aller Art, solche des Verkehrs, der Grünzonen, des Tiefbaus, des Hochbaus usw. – in ihrem Fach sicherlich alles tüchtige Leute. Und was tun sie? Sie teilen das Gesamtproblem, den Raum zu ordnen und zu beherrschen, in *Einzelschritte* auf, um sie besser analysieren und studieren zu können. Das Resultat: ein Puzzle von bezugslosen Einzellösungen. Ihre Summe ergibt eine Addition, aber keine Ganzheit! *Selbstzwecke* haben das wegweisende philosophische Konzept in unserer Kultur ersetzt.

Vernunft statt Renommiersucht

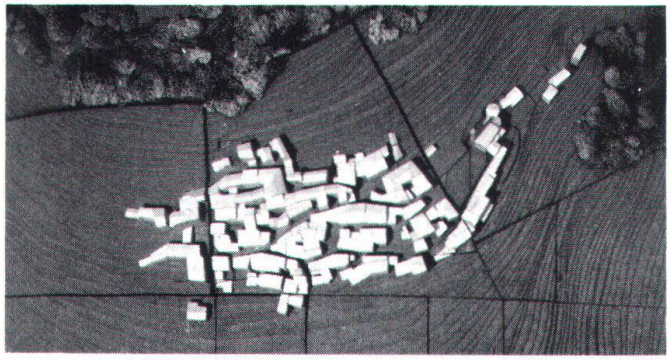
Sind daran unsere Architekten nicht zu einem schönen Teil mitschuldig?
Warum ihnen den Prozess machen? Wenn schon, dann müssten wir die Gesellschaft anklagen. Die gleichen Leute, die die moderne Architektur verurteilen, fahren Auto, sehen fern, kaufen in Supermärkten ein, vertilgen Fixfertiggerichte, kleiden sich ein mit Industriekonfektion, fliegen in die Ferien. Ausgerechnet vom Architekten aber verlangen sie, dass dieser anders denke und handle als es dem Geist seiner Zeit entspricht. Was heute gebaut wird, widerspiegelt nicht mehr und nicht weniger als die *Gesinnung unserer Gesellschaft.*

Wollen Sie damit den Architekten-Stand von der Mitverantwortung an baulichen Fehlentwicklungen freisprechen?
Nein! Auf dieser Seite wurden und werden immer noch schwere Irrtümer begangen. Allzu viele Architekten lassen sich blenden von der Magie des «*Neuen*» und neigen dazu, es überzubewerten. Man will um jeden Preis originell sein, Erstmaliges bauen, sich verherrlichen und produzieren. Und das ungeachtet dessen, ob dieses Neue auch gut und begründet ist. Als *genial* wird voreilig bezeichnet, wer eine ausgefallene Idee anbietet. Das sogenannte Neue an sich ist allein

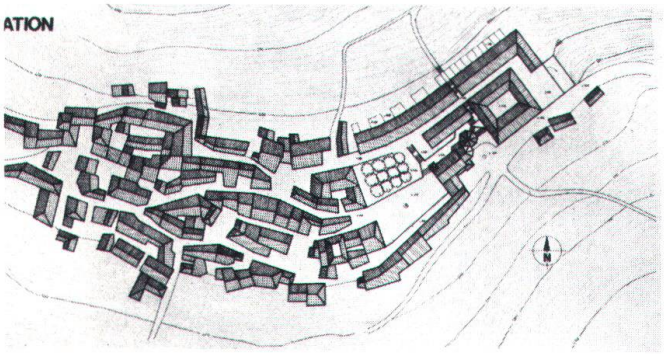




Allzu viele Architekten lassen sich blenden von der Magie des «Neuen» und wollen um jeden Preis originell sein (Bild ETH Zürich).



Wir müssen wieder lernen, Landschaften und Siedlungen zu lesen, um sie richtig interpretieren zu können, wie bei diesem Beispiel einer Studentenarbeit, bei der es um eine Dorferweiterung ging. Oben: Ist-Zustand; unten: Projekt (Bilder ETH Zürich).



zum Wert geworden. Eine Parallele dazu finden Sie in der bildenden Kunst. Was wird da nicht alles als schöpferische Meistertat gepriesen! (Pause) Die Vernunft sollte mehr walten, die Vernunft.

Wieder massstäblich bauen

Wann ist ein architektonisches Werk vernünftig?
Wenn es seinem *Zweck* entsprechend gebaut ist und dies auch in seinem Äusseren erkennbar wird. Zweckbauten, die in keiner Beziehung zu ihrer Bestimmung stehen und die man nicht begreift, halte ich für eine *Fehlleistung*. Typisch dafür sind die zahlreichen, landauf und landab aus dem Boden schiessenden Kirchen, die alles und doch nichts darstellen. Unmöglich, was da zum Teil auf die Gläubigen losgelassen wird! Das ist um so bedauerlicher, als sich ja gerade die sakrale Architektur in den vorausgegangenen 1000 Jahren schrittweise entwickelt hat. Unser Jahrhundert droht das alles mit einem Mal auf den Kopf zu stellen.

... und flüchtet sich zum Ausgleich in die Ersatzwelt der Nostalgie. Worauf führen Sie diesen verbreiteten Hang zu allem Alten zurück?
Auf die *Unsicherheit*. Unsere Gesellschaft ist enorm unsicher. Sie hat Angst vor sich selber, Angst vor der Zukunft, Angst vor den neuen Wirklichkeiten. Was liegt da näher, als sich einer vermeintlich heilen Vergangenheit zuzuwenden? Denn unserer vertechnisierten Zeit haftet – daran ist nicht zu zweifeln – etwas Unmenschliches an. Aus einer Gesellschaft von Individuen ist eine solche der *Massen* geworden. Und darin fühlt sich als Mensch keiner richtig wohl.

Glauben Sie, dass die Gegenwartsarchitektur etwas zur Humanisierung unserer Kultur beitragen kann?
Unbedingt, vorausgesetzt, man ermöglicht es ihr, diesen Beitrag zu leisten. Ich bin davon überzeugt, dass beispielsweise allein über die *Massstäblichkeit* der Bauten schon sehr viel zu gewinnen wäre. Wir sollten wieder anstreben, unsere Siedlungen dichter und niedriger zu bauen. Sie würden damit heimeliger und entsprächen deshalb besser dem Bedürfnis des Menschen nach Intimsphäre, Behaglichkeit und Zuhausesein als die in dieser Beziehung alles andere als idealen Hochhäuser und Wohnfabriken. Für mich gibt es nichts Trennenderes als übereinandergeschichtete Wohnungen.

Geld und Paragraphen als Bremsklötze

Und doch werden sie erstellt. Warum eigentlich?
Erstens wegen der *Platzfrage*, welche sich bei der Absurdität der Koppelung des Streusiedlungsgedankens mit dem Begriff der Bevölkerungsdichte stellt. Zwei-

tens weil das Bauwesen sehr wenig von den Benützern und praktisch allein von den Bauherren bestimmt wird: wer finanziert, der befiehlt, und wer befiehlt, will sichere und sofortige Rendite, die wenig Platz lässt für das «*kulturelle Wagnis*». Auf dieser Ebene spielt das Beharrungsvermögen in bezug auf bestehende Vorbilder eine grosse Rolle; wer will sich versuchen an der Entwicklung neuer Wohnformen? Die öffentliche Hand, der Staat, der immer noch den grössten Bauherrn und Bausünder in einem verkörpert, müsste hier, im Wissen einer heutzutage stets wichtiger werdenden kulturellen Rolle, wegweisend wirken. Drittens: weil immer grösser werdende Hindernisse bestehen, die den Architekten stark einschränken: die *Baugesetze und Vorschriften.* Sie haben ein Ausmass angenommen, dass sich etwas Neues nur unter schwierigsten Bedingungen entfalten lässt. Das dämpft die schöpferischen Energien, fördert den Uniformismus. Warum? Weil jede Bauordnung auf vergangenen Erfahrungen beruht und gar nicht auf die Zukunft angelegt ist. Bei der Expo 1964 in Lausanne konnte ich ungeachtet von gesetzlichen Zwängen an die Arbeit gehen, durfte ich eine völlig neue Bauordnung entwickeln. Und es gelang. Mit einem Paragraphenwald jedoch wäre es mit Sicherheit schief herausgekommen.

Auch der Heimatschutz ruft oft nach strengeren Vorschriften. Würden Sie so weit gehen und behaupten, dass Gesetzesverschärfungen tendenziell die Qualität der Baukunst eher schmälern als heben?

Für schöpferisches Arbeiten ist die *Freiheit* Voraussetzung Nummer eins. Wird sie allzusehr eingeengt, ersticken selbst die konstruktivsten Keime, verläuft die Suche nach besseren Lösungen im Sand. Alles in Paragraphen fassen zu wollen, ist ein Fluch unserer Zeit. Der Hang dazu ist meines Erachtens ebenfalls ein Ausdruck der Angst, der Unsicherheit. Man traut den Mitmenschen nicht, infolgedessen bindet man sie, man kanalisiert, man ordnet und verordnet. Anstatt jene zu strafen, die die Freiheit missbrauchen, strafen wir die Freiheit, weil einige sie missbrauchen könnten. Ist dies nicht paradox und eine teuflische Verwechslung?

Wir brauchen mehr als Techniker

Freiheit setzt aber berufliches Können und einen hohen moralischen Stand voraus, wenn sie nicht missbraucht werden soll. Ob dies die Architekten rundwegs mitbringen...?

Unsere Lehrinstitute bieten Gewähr, dass dem Studierenden das nötige Rüstzeug zur Erfüllung seiner Aufgaben mit auf den Weg gegeben wird. Ein Berufsmann mit *Ethik und Kulturbewusstsein* wird die ihm zugestandene Freiheit nicht missbrauchen, sondern deren Grenzen in der Freiheit des andern, des Bestehenden beispielsweise, respektieren. Umgekehrt gestehe ich, dass in den Ausbildungsprogrammen unserer Fachschulen die *humanistische Seite* gegenüber der technokratischen zu kurz kommt. Man darf das heute fast nicht mehr sagen, ohne deswegen belächelt zu werden. Architektur verlangt Intellekt und Empfinden in einem. Sie ist *Kunst* und nicht nur Technik. Dies zu verkennen, bedeutet Mangel an Verantwortungsbewusstsein gegenüber der jüngeren Generation, der Gesellschaft und unserem Land schlechthin. Denn unsere Zeit braucht mehr als technisch ausgebildete Menschen für den Produktionsprozess!

Interview: Marco Badilatti